

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 319.

Montag, 21. November

1932.



## Ein Brautkronen

Ein Roman von Else Sparwasser.

5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In die Stirn des Pfarrers schoß eine rote Welle: „Es gehen unglaubliche Gerüchte um von Eurem Schändlichen, ehebrecherischen Treiben. Nehmt Euch in acht, Juliane!“

Ihre Zähne blühten stärker: „Ihr wollt mir drohen! Was könnt Ihr mir jetzt noch antun!“

„Ich kann Euch des Dorfes verweisen!“

Sie schüttelte gelassen den Kopf: „Ich werde immer wieder kommen!“

„Dann werde ich diese Hütte niederreißen lassen!“

Sie lachte kurz: „Gut! Nehmt mir auch das noch! Ich schlafe dann in der kleinen Kapelle bei der heiligen Mutter!“

Er sah sie ratlos an und sagte: „Juliane! Ihr werdet verbludern und verkommen. Es nimmt ein schreckliches Ende mit Euch!“

Ihre Augen glühten ihn an: „Wie wollt Ihr das verhindern, Hochwürden!“

„Ihr müßt Euch zusammenraffen! Ihr müßt wieder arbeiten . . .“

„Mir gibt keiner Arbeit im Dorf!“

„Das laßt nur meine Sorge sein. Mein Vetter hat einen Hof im Rheingau . . .“

Sie fiel ihm ins Wort: „So lange ich lebe, werde ich Heiligentreu nicht verlassen. So lange ich noch schnaufen kann, lieg' ich hier auf der Wacht . . .“

„Bleibt Ihr noch immer bei Eurer schändlichen Verleumdung?“ fuhr der Pfarrer nun auf: „Weil das Kind beim Wassers schöpfen fast in den Brunnen gefallen ist, verdächtigt Ihr die rechtschaffenste Frau . . .“

„Ich weiß“, sagte Juliane trocken, „sie hat zu Lichtmess die neue Altardecke gestiftet. Und keine im Dorf geht so oft in die Kirche und zur Beichte.“

„Was ist das für ein Ton, Juliane! Habt Ihr den Mut, mir zu gestehen, wie lang Ihr nicht mehr in der Kirche gewesen seid?“

Sie sah ihm fest in die zornigen Augen: „Das werden zu Michaeli genau sechs Jahre, Hochwürden! Das war der Tag, an dem Ihr mir mein Kind genommen habt.“

„Ihr habt durch Euren Lebenswandel bewiesen, wie recht ich daran tat, das Kind aus diesem Sündenpfuhl zu retten.“

Juliane wurde langsam bleich bis in die Lippen: „Gott verzeih Euch die Todsünde, die Ihr damals getan!“

„Was soll das heißen?“ Der Pfarrer war außer sich.

Sie atmete tief: „Wenn Ihr mich schon danach fragt, will ichs Euch endlich sagen. Das Kind war, trotzdem mich sein Vater verlassen hatte, mein zartes, süßes Glück. Seine winzigen Händchen lenkten mein Leben mit einer Kraft, von der ihr alle keine Ahnung habt. Und an dem Tag, an dem ich mürbe war von Eurem Zureden und der Küster das Kind aus dieser Stube fort zum Erbhof trug, an dem Tag hab ich mich zum erstenmal in meinem Leben betrunken!“ Er hob ärgerlich die Hand: „Ihr versteht es, das rechte Mäntelchen zu finden für Eure Zügellosigkeit!“

Sie überhörte seinen Einwurf. Ihr Blick ging groß und heiß an ihm vorbei ins Leere: „Ein Glück für Euch, Hochwürden, daß der Schnaps mich stumpf und gefühllos macht, wenn der Jammer zu stark über mich kommt. Ich läge schon längst im Teufelssee . . . und Ihr müßtet Rechenschaft dafür geben dereinst vor dem jüngsten Gericht . . .“

„Ich werde vor Gott damit bestehen!“ entgegnete er. „Denn ich habe das Beste gewollt. Das Kind war unter der zärtlichen Liebe des Vaters auf dem reichen Hof besser aufgehoben als hier.“

„Das fragt sich noch, Hochwürden! Ich war arm, doch jung und gesund, und konnte schaffen für zwei. Zur Milch für mein Kind hätt's gereicht . . . und Lust und Sonne gab der Herrgott umsonst dazu . . . und lachen und singen hätt's dürfen bei mir vom Morgen bis in die sinkende Nacht . . .“ Sie stockte. Ihre Mundwinkel bedten in zitterndem Gram: „Was ist durch Eure Selbstherrlichkeit aus meinem Kind für ein scheues Ding geworden . . . und was aus mir . . .“ Der hochwürdige Herr Johannes Durlacher schwieg betroffen. Eine schwere Ahnung drückte ihm wie eine Faust aufs Herz. Da schreckte der kleine Hans Jochen auf und fing jämmerlich an zu schreien. Wie der Wind war Juliane am Bett und summt leise und beschwichtigend. Das Kind wurde still. Seine großen, blauen Augen hingen ausdruckslos an dem Gesicht der singenden Frau. Sie nahm eine Schale Milch vom Tisch und löffelte sie dem Kleinen zwischen die trockenen Lippen. Es war ver-

geblühte Mühle. Die kleine Zunge stieß die Labung immer wieder zurück. Die Milch versickerte in dem Rissen.

Johannes Durlacher wandte sich zum Gehen: „Ich schide in einer Stunde den Küster. Er wird das Kind abholen!“

Sie richtete sich auf und stellte die Schale aus der Hand: „Ich bitt Euch, Hochwürden . . . laßt mir das Kind . . . ich wills gut betreuen.“

Er wehrte ab: „In der Hütte einer Säuserin und Dirne? Das kann ich als Seelenhirt nie gestatten.“

Sie schluckte schwer: „Laßt mir das Kind dafür, daß Ihr mir das Meine genommen. Ich bin so grauenhaft allein.“

„Das ist Eure eigene Schuld. Ihr verhöhnt ja alle Menschen!“

„Wenn Ihr die Leute vom Dorf meint, da könnt Ihr recht haben, Hochwürden. Denn eher kommen Feuer und Wasser zusammen, als ich und die von Heiligenkreuz.“

„Warum aber nur . . . Juliane . . . warum?“

Sie sah an ihm vorbei durchs Fenster: „Ein Abgrund ist aufgerissen in Heiligenkreuz. Drüben sind die Ehrbaren . . . ich bin hier.“

Johannes Durlacher ging ungeschlüssig die paar Schritte bis zur Türe und wieder zurück: „Ich will Euch eine Brücke bauen über den Abgrund. Doch vorher muß ich an Euch noch drei Fragen stellen.“

„So fragt,“ sagte sie lässig.

„Sein Blick hing forschend an ihrem harten Gesicht: „Wollt Ihr nun endlich und aus tiefstem Herzen Euren Fehltritt bereuen?“

„Nein!“ lächelte sie gelassen.

„Seid Ihr bereit, der Frau Erbhofbäurin herzlich zu danken dafür, daß sie Euer uneheliches Kind in Ehren und Züchten erzieht?“

„Nie!“ knirschte sie mit weißen Lippen.

„Und wollt Ihr nun endlich zur Beichte kommen?“

Sie lehnte an der Wand mit aschfahlem Gesicht: „Nie wieder . . . Hochwürden . . . nie wieder . . . so lange ich lebe!“

Er stand schon auf der Schwelle und sagte: „So treffe Euch der Zorn des Himmels!“

„Er hat mich schon getroffen!“ sagte Juliane leise hinter ihm her.

\*

Juliane Krombacher stand am Wiesensteig, der zur Mühle führte und zog fröstelnd ihr sadendünnes Tuch um die Schultern. Der Herbst war da. Das Obst fiel von den Bäumen mit dumpfem Prall . . . aus allen Gärten leuchteten grellbunte Ästern, und über die Stoppelfelder piff ein scharfer Wind.

Juliane stand in ihrer hochmütigen, aufrechten Haltung, gedeckt von den mannshohen Haselnußsträuchern. Diese Dedeung kam ihr zu statten. Denn die Messe würde gleich beginnen. Von allen Seiten kamen die Kirchgänger daher. Es war nicht notwendig, daß die von Heiligenkreuz es sahen, wie Juliane Krombacher Abrechnung hielt.

Nun endlich trat auch die kleine Frau drunten im Wiesengrund aus der Mühle und trabte mit kurzen, trippelnden Schritten eilig den Steig herauf. Noch immer verhüllte ein langes, weiches Wolltuch ihre kleine, bucklige Gestalt wie damals, als sie noch als junges Mädchen auf den Tanzboden ging. Doch ihr Gesicht war spitz und vergrämt. Über den schwarzen Armel ihres Trauerkleides hing der silberne Rosenkranz.

Juliane sah die Veränderung an der kleinen Frau, und ihr Herz schlug weh und dumpf. Dennoch trat sie aus ihrem Versteck und stellte sich der Müllerin in den Weg:

„Guten Tag auch!“

Die Müllerin schrak aus ihren trüben Gedanken und versuchte, einen weiten Bogen um das verkemte Weib zu machen. Doch Juliane mit ihren langen Schritten blieb lachend an ihrer Seite:

„Ich hab dir einen guten Tag gewünscht. Hast du die Sprache verloren, Müllerin?“

Das Gesicht der kleinen Frau gefror zu eisiger Berachtung: „Mit so einer, wie du bist, red ich nix!“

„So!“ Juliane lachte trocken: „Das wird dir vielleicht noch leid tun, wenns zu spät ist.“

Die Müllerin blieb die Antwort schuldig. Sie hastete vorwärts, so schnell das ihr kleiner verwachsener Körper gestattete. Juliane blieb immer neben ihr: „Es wird dir noch leid tun. Müllerin! Ich hätt dich gern gewarnt!“

Die kleine Frau schielte wegwerfend über die Schulter: „Gewarnt? Wovor kannst du mich warnen! Was nimmst du dir heraus!“

Juliane blieb gleichgültig stehen: „Na denn nicht! Vielleicht liegt dir auch garnichts mehr dran, was für Seitensprünge dein Müller so macht!“

Das traf. Die Müllerin stand wie angewurzelt: „Was willst du damit sagen?“

Juliane hob lässig die schönen Schultern: „Ach Gott, mir verlohnt es schon nicht mehr, drüber zu reden!“

Die spitzen Backenknochen der Müllerin wurden hektisch rot: „Du weißt etwas. Warum hast du mir aufgelauret?“

„Warum?“ Juliane sprach in die Luft: „Dein Müller geht schlechte Wege. Darum.“

Die Müllerin schlang den Rosenkranz um die zitternden Hände: „So sag doch etwas!“

Und Juliane sprach über den Kopf der kleinen Frau hinweg: „Ich hab's schon vor acht Jahren gewußt, als wir noch zusammen in der Spinnstube sangen und Sonntags tanzen gingen. Weißt du noch, wie ich immer aufpaßte, daß keine hinter dir her lachte über deine krumme Gestalt? Und wie oft ich dir das Tuch zurecht zupfte, daß dein heißgeliebter Schatz deinen Buckel nicht sehen sollte? Er hat ihn aber doch gesehen, trotz deiner vielen Taler.“

Die Müllerin hielt mit stoßendem Atem das fahle Gesicht gesenkt: „Sprich schneller, Juliane!“

Um den Mund der Krombacherin zuckte ein spöttisches Lächeln: „Schau her, auf einmal kennst du sogar wieder meinen Namen. Ich war doch jahrelang für dich nur das Mensch . . . die Dirne . . . um die du als ehrbare Frau einen weiten Bogen machtest . . .“

Da hob die Müllerin das vergräunte Gesicht: „Und nun willst du dich rächen dafür. Sei barmherzig und machs kurz!“

Juliane atmete tief: „Du hast mich mit deinem Dünkel sieben Jahre lang gequält . . . nun laß ich mir Zeit zur Abrechnung.“

Die Müllerin starrte in den Herbsttag und dachte: „Jetzt muß ich fortlaufen so schnell mich die Füße tragen . . . eh ich noch ein Wort höre . . . muß ich davon . . . in den Schutz der Kirchenmauern . . . zur heiligen Messe . . . in den Frieden des Betstuhls . . .“

Doch sie lief nicht. Sie stand wie gelähmt vor dem kommenden großen Gericht. Juliane war bleich, doch sprach sie mit großer Ruhe:

„An deinem Postabend damals kam er zu mir, der Schuft. Ich wußte es schon, daß mir die Erbhofbäurin meinen Franz nehmen würde, und das ganze Dorf sah meine Schand. Da kam er an . . . dein Herzallerliebster . . . und redete wie mit Engelszungen . . . ich solle mein Bündel packen und bei Nacht und Nebel mit ihm auf und davon gehen. Das Kind wollte er halten wie sein eigenes. Und er hätte die zweitausend Taler mütterlicherseits. Das war der Anfang. Es ginge vielleicht knapp her in Zukunft . . . doch wärs ihm recht. Wenn ich nur bei ihm wär. Wenn er sich nur nicht an deinen Buckel verkaufen müßt . . .“

Die Müllerin lachte grell: „Und das soll ich glauben? Warum bist du dann nicht mitgegangen . . . du mit deinem Bankert . . .“

Die Augen der Krombacherin brannten: „Du hattest jahrelang an mir gehangen . . . ich hatte dich jahrelang beschützt . . . Eher wär ich ins Wasser gegangen, eh ich dir das angetan hätt!“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Geld lag in Bulgarien auf der Straße.

Von Hugo von Koller.

Er machte in seinem Äußern, wie auch in seinem Benehmen nicht den Eindruck, als ob ihm von seiner Wiege an das Glück hold gewesen wäre, der gute Landsmann, der da plötzlich in unserem bescheidenen Kreise, weit von der Heimat entfernt, in der Hauptstadt des eben entstandenen Fürstentums Bulgarien, Sofia, aufgetaucht war. Aber der Mann hatte anscheinend jetzt Geld, und zwar nicht wenig Geld. Denn es hatte doch dazu gereicht, die Reise von Deutschland hierher zu machen und hier eine recht nette Gastwirtschaft einzurichten. Das Geschäft ernährte ihn und seine Wirtschafterin, warf auch noch für Ersparnisse etwas ab. Die Wirtschafterin führte eine tadellose Küche, die bald großen Zuspruch fand. Er machte einen ganz biedereren Eindruck, nur erregte seine hartnäckige Schweigensart mit der Zeit den Verdacht, daß er viel zu sehr schweigen habe, und daß dies mit seiner Wohlhabenheit in irgend einem Zusammenhang stand. Er merkte auch mit der Zeit, daß sich um diese Frage allerhand Legenden bildeten, die für ihn nicht gerade schmeichelhaft waren. Da man in dieser Wirtschaft gut und billig essen und trinken konnte, gewöhnte sich bald ein Stammespublikum hierher, das zumeist aus Deutschen bestand. Abends spät, wenn sich das größere Publikum verlaufen hatte, wurde er des öfteren an den deutschen Stammtisch herangezogen. Es konnte nicht ausbleiben, daß man ihn über seine heimatischen Verhältnisse befragte, und er gestand ehrlich, von Hause aus ein ganz armer Teufel gewesen zu sein, der nichts besaß, fügte er lächelnd hinzu, als eine Braut, die auch nichts hatte. Er hatte die Gärtnerei erlernt und sich auf die Wanderschaft nach Bulgarien begeben, um vielleicht bei dem deutschen Fürsten eine Anstellung in seinem Fach zu bekommen.

Nach einigen Gläsern Alkohol wurde er gesprächiger, erzählte von seiner Heimat und von seinem früheren Leben. Man fing an, sich für ihn zu interessieren. Selbstverständlich wunderte man sich, daß er bei seiner Armut in der Lage gewesen sei, ins Ausland zu reisen und hier diese Gastwirtschaft zu eröffnen. Als dann jemand scherzweise äußerte, er hätte wohl irgend einen ganz Reichen erschlagen, erschien es ihm doch wohl bedenklich, sich weiter in so geheimnisvolle Andeutungen zu verwickeln. In einem etwas feuchtfröhlichen Abend gab er die Geschichte zum besten, wie er ein „reicher Mann“ geworden sei.

„Ich habe mein Glück, d. h. mein Geld, buchstäblich in Bulgarien auf der Straße gefunden,“ begann er seine Erzählung. „Das klingt schon etwas sonderbar, werden Sie denken. Und meine ganze Geschichte wird Ihnen wenig glaubwürdig erscheinen, aber ich werde Ihnen nur die reine Wahrheit berichten.“

Es war furchtbar kalt, als ich Deutschland verließ. Schnee lag überall auf den Landstraßen, und ich hatte kaum soviel Geld, um immer Unterkunft nehmen zu können. Ich bettelte mich also durch bis nach Bulgarien. Ich wollte durchaus nach Sofia zu dem deutschen Fürsten. Als ich in Philippopol ankam, war ich ziemlich elend und hoffnungslos. Meine Kräfte ließen merklich nach und meine Mittel gingen langsam auf die Reize. Gegen Bezahlung von zwei Leva (etwa 1,60 Mark) fand ich ein Unterkommen in einer Herberge, wo ich aber von Ungezieser derart gepeinigt wurde, daß ich nicht schlafen konnte. Dazu war es in dieser Bude abscheulich kalt. Ich erhob mich wieder, kleidete mich an und blickte hinaus in eine herrliche Winternacht. Der abnehmende Mond beleuchtete die unter der Schneedecke erstarrten Straßen. Ich sah auf die Uhr, es war etwa halb 5 Uhr. Da beschloß ich, mein Känzchen zu packen und mich auf den Weg zu machen. Wenn alles gut ging, konnte ich übermorgen in Sofia sein. Ich hätte ja gern eine Tasse warmen Kaffee vor meinem Ausbruch gehabt, aber daran war nicht zu denken. Also mußte ein guter Schluck Kognak genügen.

Ich marschierte tapfer auf der mit vereistem Schnee überzogenen Chaussee vorwärts. Etwa 2 bis 3 Kilometer war ich schon von Philippopol entfernt, da hörte ich hinter mir das Schellengeläute eines Schlittens, der in sehr flottem Tempo heranbrauste. Ich erkannte bald eine russische Troika. Ausgerechnet neben mir brüllte der Herr des Schlittens, ein Offizier, der augenscheinlich stark unter Alkohol stand, seinem Kutsher ein „Salt“ zu. Die Troika hielt. Ich drückte mich beiseite in den Schnee des Chausseegrabens. Der Offizier war ein Russe in höherem Range und trug einen prächtigen Pelz. Diesen schlug er zurück, öffnete die Knöpfe seines Uniformrocks und zog ein Zigarettenetui und Feuerzeug hervor. Bis er die Zigarette in Brand hatte, dauerte es ziemlich lange.

Dann brüllte er seinem Kutsher einen Befehl zu, und die Troika sauste in scharfem Tempo davon.

In diesem Augenblick flog ein Fegen Papier über seinen Kopf hinweg, ein zweites blieb mir auf dem Gesicht kleben, rechts und links von mir spielten im Winde noch eine Menge gleicher Papiere über den weißen Schnee. Ich ergriff einen, — zwei, — drei davon. Donnerweiter! Das helle Mondlicht lagte auf lauter schöne echte Rubelscheine. Ich suchte die Chaussee und den Graben nach weiteren Banknoten ab, fand kleine, große und ganz große. Diese wunderfame Sache erklärte ich mir so: ich hatte schon gehört, daß die russischen Offiziere in Bulgarien durchbar leichtsinnig seien und sehr hoch Hazard spielten. Dazu kamen sie oft von weither zusammen. Sicher hatte nun in dieser Nacht so eine große Hazardspielerei in Philippopol stattgefunden, und dieser russische Offizier in der Troika hatte viel gewonnen und viel getrunken. In seinem Rausch hatte er die Rubelscheine haufenweise lose in die Seitentaschen seiner Uniform gesteckt und sie jetzt, als er das Zigarettenetui herausholte, mit herausgerissen.

Zuerst dachte ich daran, die gefundenen Scheine zurückzugeben. Aber an wen? Ich wußte ja garnicht, wer der Besitzer des Geldes war und wohin er gefahren. Gestern hatte dies Geld jedenfalls noch in verschiedenen anderen Taschen gesteckt. Und schließlich war es doch sicher nur ein Spielgewinn. Zunächst war ich also der glückliche Besitzer dieses Geldes. „Kismet“ nennen das die Menschen hier zu Lande. Ich machte schnell ein festes Paket von den Scheinen, steckte es in meine Brusttasche, nahm einen langen Schlud aus der Kognakflasche, die ich bei mir führte, und beschloß, so rasch als möglich an die Bahn zu kommen, nur nicht wieder nach Philippopol, und dann direkt nach Sofia zu fahren. Inzwischen, nachdem ich meine Reichtümer gezählt hatte, änderte ich auch meinen ursprünglichen Plan, Gärtner beim Fürsten in Sofia zu werden. Ich wollte mir lieber eine unabhängige Existenz schaffen.

So kam ich hierher und so sehen Sie mich hier als Gastwirt, der eigentlich Gärtner ist. Wenn ich genug gespart haben werde, will ich nach Deutschland zurückkehren. Ich glaube nicht, daß dieser Spielgewinn irgend einem anderen in jenem Augenblick hätte mehr Nutzen bringen können, als mir. Es war eben mein Kismet, das mir das Glück vor die Füße legte.

In Bulgarien lag tatsächlich das mir so nötige Geld auf der Straße. Ich brauchte es nur aufzuheben.“

## Im kritischen Augenblick:

Von Victor Klages.

Wir hatten eine halbe Nacht geplaudert. Rottebohm war aus Indien zurückgekommen. Aber wir sprachen längst nicht mehr über Indien. Wir waren bei den Frauen angelangt, und allerlei Weisheiten flatterten um die Tischlampe, die ein mildes Licht gab.

„Frauen, die immer nein sagen“, bemerkte Rottebohm, der Arzt, „müssen sehr geliebt werden, sonst kann es ihnen böß ergehen im Leben.“

Er stieß eine neue Zigarette auf dem Handrücken auf, machte dabei ein Gesicht, als sei er plötzlich nicht mehr hier, unter seinen Freunden, sondern wieder in Indien. Quer durch die Kognakflasche ging sein ferner Blick.

„Nun erzähl schon“, sagte einer. Und setzte vorsichtig hinzu: „Wenn es nicht deine eigene Frau betrifft.“

„Es betrifft sie“, entgegnete Rottebohm. Aber ich werde euch doch erzählen. Alice ist ein prächtiger Mensch. Nur hat sie eben die Eigenschaft, immer andersherum zu wollen. Nein, nicht immer. Oft. Man kann nie wissen. Wenn Liebe und ein ruhiges Temperament dem gegenüberstehen, ist das nicht so schlimm. Wir haben alle unsere kuriosen Fehler. Man muß geistesgegenwärtig sein und das Richtige tun im richtigen Augenblick. Tut man es nicht, ist das Wein ab.“

„Was ist ab?“ fragte Lorenz und zögerte mit dem Kognakglas auf halbem Weg zum Munde.

„Das Wein“, wiederholte Rottebohm. „Hört zu.“

Und er erzählte:

„Alice ist eine glänzende Schwimmerin, es macht ihr einen Heidenpaß, im Wasser zu plantischen, und ich habe weiß Gott nichts dagegen einzuwenden, obwohl ich selbst kein Verstandnis für diese Beschäftigung aufbringe. Ich liebe die Badewanne, aber Flüsse oder gar das Meer genieße ich

fern vom Bord eines Schiffes, ich habe nie das Verlangen gehabt, darin unterzutauchen. Daher kann ich auch nicht schwimmen. Das mußte wohl zunächst einmal gesagt werden.

Wir hatten am Meeresstrand, unweit von Pondicherry, eine hübsche einsame Stelle ausfindig gemacht, dahin fuhrten wir öfters mit dem Auto. Alice badete, ich blieb im Sande sitzen. Das war nun kein reines Vergnügen. Im bengalischen Meerbusen fühlen sich leider die Haie sehr wohl, sie kommen allerdings selten in die Nähe der Küste, aber man muß doch äußerst vorsichtig sein. Ich hatte also die peinliche Aufgabe, nach Haten Ausschau zu halten, wenn Alice badete. Bekanntlich schwimmen diese Viecher bei gutem Wetter stets derart an der Oberfläche, daß die dreieckige Rückenflosse aus dem Wasser ragt. Sie zeichnet sich dunkel von der Umgebung ab und ist mit dem Glas gut zu erkennen.

Alice kannte die Gefahr wohl, achtete ihrer aber nicht sehr, zumal sie sich nur eine ganz kurze Strecke ins Meer hinausbegab. Häufig schon hatten wir diese Badefahrten gemacht, es war nie was passiert, kein Hai zeigte sich, und Alices Zuversicht in meine Betreuung war zu einer heiteren Unbekümmertheit ausgewachsen. Ich ließ jedoch das Glas nicht vom Auge, wenn auch darüber geschertzt wurde.

Eines Tages ist Alice wieder im Wasser. Die See schläft, kaum ein Wellchen rührt sich. Alice crawlt hin und her, unweit des Ufers, meine Stimme kann sie jederzeit erreichen, wir können uns deutlich sehen, lachen und winken uns zu.

Da gewahre ich, etwa 150 Meter von Alice entfernt, eine dreieckige Rückenflosse.

Wenn der Hai die Schwimmerin noch nicht bemerkt hat, wird er sie im nächsten Augenblick bemerken. Es geht ums Leben.

Alice kann sich auf dem Strand retten. Aber sie muß sofort, in größter Eile, heranschwimmen.

Ich überlege blitzschnell: Wenn ich jetzt schreie „Ein Hai!“ oder wenn ich ihr sonst irgendwie die Gefahr zu erkennen gebe, wird sie vielleicht verwirrt werden, der Schreck kann sie lähmen, es ist um sie geschehen.

Rufe ich aber: „Alice, wir müssen fahren, rasch, es kommt ein Gewitter“, dann wird sie totfischer antworten: „Blödsinn!“ Es geht ihr wider den Strich, in den kleinen Dingen wunschgemäß zu reagieren, sie muß immer nein sagen, was anderes tun. Das hat sie zum Sport ausgebildet.

Die Rückenflosse kreuzt. Mir scheint, daß sie nähertkommt. Jede Sekunde ist ein Leben wert. Wieviele Sekunden sind schon vergangen?

Ich liebe Alice, und Alice liebt mich. Ja, gewiß, sie liebt mich. Wenn ich in Gefahr wäre, würde sie alles, alles aufbieten, um mir zu helfen, bei mir zu sein.

Dieser Gedanke saugt durch den Kopf. Und schon schmeiß' ich mich auf die Knie, schreie mordsmäßig, meine Hand greift ans Herz, die unartikulierten Laute werden zu Worten, ich schreie wie ein Irre: „Hilfe! Hilfe! Ich sterbe!“

Meine Augen starren nach der Rückenflosse, die kreuzend nähertkommt. Ein Glas ist nicht nötig. Ich sehe sie scharf und klar. Und schreie, schreie...

Alice fährt wie ein Teufel aus dem Wasser, ich höre das Entsetzen kreischen: „Alfred! Alfred!“ Alice crawlt mit aller Kraft zum Ufer. Jetzt ist die Rückenflosse nur noch fünfzig Meter von ihr entfernt. Ich werfe mich in den Sand, stelle mich tot. Ein letzter Blick gilt dem Hai. Er biegt ab. Alice wackelt bereits. Sie stürzt über mich.

Es hat eine kleine Weile gedauert, bis ich den Finger ausstrecken konnte und aufs Meer weisen. Alice begriff zunächst nichts. Als sie den Toten sehr lebendig sah, machte sie sogar ein böses Gesicht. Dann aber begriff sie. Niemals, seit wir uns kennen, haben wir uns so fest umarmt.

Lorenz trank einen Kognak. „Schade“, brummte er, „daß all den Damen, die immer nein sagen, diese Haigeschichte nicht in jedem Augenblick gegenwärtig ist.“

„Reinst du, es würde nützen?“ fragte Rottebohm lächelnd.

## Federmann.

Von Hans Riebau.

### Die Europa.

Federmann und Müde gehen durch die Gemäldegalerie. „Was ist denn das?“ fragt Federmann und zeigt auf ein Bild, auf dem ein Stier zu sehen ist, der ein schönes, aber mangelhaft bellebirtes Mädchen trägt.

„Das ist die Europa“, sagt Müde. „Die Europa?“ zuckt Federmann die Achsel und guckt das Bild an, „und wo hat sie das blaue Band?“

## Die Portiere.

Müde war in Paris. Müde erzählt Abenteuer.

„Und dann“, sagt er, „war ich in einem Spielklub, der in einem Hotel in der Rue de Richelieu tagte. Der Zutritt war denkbar einfach. Neben der großen Hotelhalle befand sich noch eine kleine Halle; ich schob eine dicke, schwere Portiere beiseite, und schon war ich im Spielzimmer.“

„Kann?“ schüttelt Federmann den Kopf, „hat man in Paris in den Hotels noch nicht mal Portiers?“

## Kragen.

Federmann geht in ein Wäschegefchäft. „Ich möchte gern einen Kragen“, sagt er.

„So einen, wie Sie da jetzt tragen?“ fragt die Verkäuferin.

„Oh, nein“, sagt Federmann, „einen sauberen.“

## Futter.

„Ich will Teilhaber an einer Fuchsfarm werden“, erzählt Federmann. „Man soll eine Menge Geld dabei verdienen können. Wenn nur die Futterkosten nicht so unverhältniß hoch wären!“

„Womit werden denn die Füchse gefüttert?“ fragt Müde.

„So viel ich weiß“, sagt Federmann, „mit Seide.“

## Buchdruck.

Müde hat ein Buch gekauft. Das Buch ist nicht gebunden, sondern geheftet, und die Bogen sind noch nicht aufgeschnitten.

„Fabelhafte Technik“, sagt Federmann und guckt von der Seite in die Bogen, „wie haben die Leute es nur fertig bekommen, dahinein zu drucken!“

## Rennen.

„Hast du schon gehört?“ fragt Müde, „Horniebel hat vierhundertsechzig Mark beim Rennen verloren.“

„Schadet ihm gar nichts“, zuckt Federmann die Achsel, „wie oft habe ich ihm schon gesagt, er soll langsamer gehen.“

## Berleumdung.

„Hör' mal“, sagt Müde, „weshalb bist du eigentlich verheiratet? Gestern habe ich von der Straße aus gesehen, wie du deine Schuhe putztest.“

„Ich? Meine Schuhe putzen?“ schüttelt Federmann den Kopf, „ausgeschlossen.“

„Aber erlaube mal“, räuspert sich Müde. „Ich habe es selbst gesehen: Du hast am offenen Fenster gestanden und deine Schuhe gepugt.“

„Das ist eine gemeine Berleumdung“, sagt Federmann. „Was ich gepugt habe, waren die Schuhe meiner Frau.“

## Entzündungen.

Federmann und Müde guden sich ein Feuerwerk an. Die Raketen zischen. Die Frösche plagen, und ab und zu donnern die Batterien der Kanonenschläge. Dann fängt es langsam an zu regnen.

„Brrr“, sagt Müde und schlägt sich den Mantelkragen hoch, „ich glaube, ich kriege eine Mandelentzündung.“

„Unsin“, schüttelt Federmann den Kopf. „Erstens kommen die Funken ja gar nicht bis hierher. Und zweitens ist dein Mantel ja vollkommen naß.“

## Steinbutt.

Federmann hat einen Steinbutt gekauft. „Was kostet er denn?“ fragt Müde.

„Eine Mark fünfzig das Pfund“, sagt Federmann.

„Biel zu teuer“, schüttelt Müde den Kopf, „vor einem halben Jahr haben wir doch bei demselben Händler das Pfund für fünfundneunzig Pfennig gekauft.“

„Habe ich dem Mann auch gesagt“, nickt Federmann, „aber davon hatte er keinen mehr da.“

## Trennung.

Federmann geht in das Haus Oraniensburger Straße 14. „Verzeihung“, fragt er den Portier, „wohnt hier eine Familie Balkenriegel?“

„Sm“, lächelt der Portier, „im Vorderhaus wohnt ein Herr Balken und im Hinterhaus eine Frau Riegel.“

„Donnerwetter“, sagt Federmann, „seit wann leben sie denn getrennt?“